

PHILIPP KUWERT UND MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN  
(HRSG.): JACQUES LACAN: EINE EINFÜHRUNG FÜR DIE THERA-  
PEUTISCHE PRAXIS

Das von Philipp Kuwert und Michael Meyer zum Wischen herausgegebene, 120 Seiten schlanke Bändchen *Jacques Lacan: Eine Einführung für die therapeutische Praxis* unterscheidet sich von anderen Einführungen in erster Linie dadurch, dass es dem Auftreten nach an ein medizinisch-psychotherapeutisches Fachpublikum adressiert ist. Von zwei Ärzten herausgebracht, erscheint das Werk in der Psychotherapie-Reihe des renommierten Kohlhammer-Verlags und stellt sich damit neben Einführungen in akademisch und gesundheitspolitisch arrivierte Verfahren und solche, die es einmal werden wollen. Das in meinen Augen verständliche, wohl aber in der lacanianischen Community nicht allgemein geteilte Anliegen,

in medizinisch-psychotherapeutischen Diskursen stärker mitmischen zu wollen, wird von Kuwert, der beklagt, dass aufgrund der »Vertreibung des politisch unkorrekten Lacan«<sup>7</sup> die Lacan'sche Analyse »nahezu keinen Zugang zu den institutionalisierten Ausbildungsgängen« (S. 7) findet, keineswegs verhehlt: »Dieses Buch soll einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass die Analyse nach Lacan den ihrem Potential entsprechenden Platz in den klinischen Fächern wieder [?] einnehmen kann« – eine Ambition, für die Kuwert Wind in den Segeln spürt: »Das Begehren setzt sich durch, und niemand muss an staatlich anerkannten Ausbildungsinstituten mehr hinter vorgehaltener Hand sagen, dass er oder sie mit dem unkonventionellen Franzosen ›liebäugelt« (ebd.).

Eine gelungene Einführung in Lacan zu geben, wäre auch ohne den Anspruch, ihm einen Platz im Kanon der Psychotherapie erkämpfen zu wollen, keine leichte Aufgabe. Denn sie muss das Bedürfnis vieler Leser, die etwas Greifbares vom »unkonventionellen Franzosen« haben wollen, ohne ihn wirklich lesen zu müssen, notwendig frustrieren. Lacans Begriffe lassen sich nicht soweit runterdampfen, dass sie sich unkompliziert anwenden lassen wie Dinge, ohne dabei den Charme zu verlieren, der die Leserschaft ursprünglich zur Einführung greifen ließ. Darüber hinaus wäre die Simplifizierung nicht einmal zielführend: Nimmt man Lacans Konzepten die Komplexität, so nimmt man ihnen auch den Gehalt. Doch trotz notwendiger Frustration muss eine Einführung, wenn sie wirklich eine sein will, diesen Bedürfnissen auch entgegenkommen. Sie muss möglichst voraussetzungsarm sein, Neugierde anregen und eine erste Orientierungshilfe geben. Vielleicht stellt gerade die Ausrichtung der Einführung an der therapeutischen Praxis eine Chance dar, für diese Schwierigkeiten eine elegante Lösung zu finden, weder zu voraussetzungsvoll noch ernüchternde Sparversion der Theorie.

Diese Überlegung dürfte bei der Gestaltung des Aufbaus von *Jacques Lacan: Eine Einführung für die therapeutische Praxis* hineingespielt haben. Denn obwohl Meyer zum Wischen unterstreicht, dass es die klinische Relevanz »zentrale[r] Konzepte (der Andere, Objekt klein a, der Signifikant, RSI etc.)« (S. 11) des La-

canismus auszuarbeiten gelte, haben sich die Herausgeber entschieden, sich im Aufbau nicht an ebendiesen Konzepten, sondern an klinischen Problemen zu orientieren. Die sechs thematischen Artikel widmen sich den Vorgesprächen (Michels), der Neurose (Hammermeister), der Übertragung (Seifert), Borderline (Meyer zum Wischen), dem Verhältnis von Psychose und Perversion (Kaltenbeck) und der Kinderanalyse (Hamad). Der Vorteil dieses Aufbaus ist ersichtlich: Er ermöglicht den schnellen Zugang zu klinischen Fragestellungen, der bei einer Orientierung an Grundbegriffen sicherlich eines längeren Vorlaufs bedurft hätte. Doch diese Praxisnähe ist mitunter mit einem Verlust an Zugänglichkeit erkauft. Die Grundbegriffe (z. B. RSI), die einigen Lesern wohl neu sein werden, werden nur selten erläutert, sondern vorausgesetzt. Ohne Vorwarnung oder theoretische Herleitung werden ihnen gar schwer verdauliche Brocken wie die phallische Funktion (S. 68) zugemutet. Ich vermute, dass damit der Vertrauensvorschuss des ein oder anderen unbewanderten Lesers verspielt wird.

Wie gut der Balanceakt zwischen theoretischer Strenge und Konzession an das Einführungsformat gelungen ist, lässt sich nur an den einzelnen Artikeln bestimmen; sie unterscheiden sich hinsichtlich Methode und Stil erheblich. Einige gehen den Weg über Freud (Michels, Seifert, Hammermeister) oder stellen Vergleiche mit anderen analytischen Schulen an (Meyer zum Wischen, Hamad), andere besprechen längere Fallvignetten (Kaltenbeck, Hamad) oder schalten Exkurse zu Lacans Interpretation literarischer Klassiker dazwischen (Seifert, Kaltenbeck). Der Stil schwankt, zum Teil im selben Artikel, zwischen pädagogischem Duktus und dunklem Jargon, der Aufbau zwischen hervorgehobener Ordnung und fast assoziativer Lockerheit. Im Folgenden soll in Kürze auf die einzelnen Artikel eingegangen werden, wobei ein Schwerpunkt auf den Beitrag zu Borderline gelegt wird.

Zuvor sei allerdings noch ergänzt, dass das Werk mit einer Parabel von Birgit Meyer zum Wischen eingeleitet wird. Sie vergleicht darin die nackten, die Arbeit der Kölner Bevölkerung bei Nacht verrichtenden Heinzelmännchen mit dem Unbewussten und den Eingriff der Schneidersfrau, die die kleinen Helfer durch einen

Trick zu Gesicht bekommt und sie damit schließlich zum Verschwinden bringt, mit der Intervention des Analytikers. Das Resultat sei schließlich, dass, gleich den Kölner Arbeitern, die nun ihr Werk wieder selber zu erledigen haben, auch der Analysant sein (in Meyer zum Wischens Augen) zweifelhaftes »Glück der Ruhe« (Freud, 2003, S. 211) aufzugeben lerne. Mir scheint nun die Grundidee dieser Parabel – das im Dunkeln arbeitende, sich entziehende, sexuelle Heinzelmännchen-Unbewusste – durchaus treffend und schön. Dass die Autorin – was ihr entweder nicht bewusst ist oder was sie nicht kennzeichnet – nicht als originäre Erfinderin dieses Gedankens gelten kann, sei nur am Rande bemerkt.<sup>2</sup> Auch in ihrer Deutung des neugierigen Schneidersweibs als Verkörperung des Begehrens des Analytikers stimme ich Meyer zum Wischen zu. Doch, so könnte man einwendend fragen, opfert man durch die Analyse wirklich das Glück der Ruhe? Ich denke nicht, dass das Glück der Ruhe – ein Ausdruck, mit dem Freud die asketische, einsiedlerische Variante bezeichnet, mit den Entsagungen der Kultur umzugehen – heutzutage ein häufig beschrittener Weg ist. Noch weniger denke ich, dass die Abkehr von dieser Ruhe das Telos der Analyse ausmacht. Statt einen affirmativen Begriff der Arbeit gegenüber solcher Zurückgezogenheit hochzuhalten, ist vielleicht im Gegenteil die Herstellung der Ruhe, des Rückzugs von der Arbeit und den Scheinbefriedigungen, die das Leben bereithält, ein wesentliches Moment der Analyse, die darin paradoxerweise nicht aufhört, selbst Arbeit zu sein.<sup>3</sup>

Die Reihe der thematischen Aufsätze hebt mit André Michels »Die Bedeutung der Vorgespräche und die Zukunft der Psychoanalyse« an – ein Aufsatz, der dem Leser weniger eine Lacan'sche Variante des Abwägens der diversen praktischen Ziele der Vorgespräche (Anamnese, Diagnostik, Indikation, Beziehungsaufbau, Probetherapie etc.) näherzubringen versucht, als vielmehr das Thema der Vorgespräche zum Anlass nimmt, mit Lacan einen grundlegend anderen Begriff von Zeit auszuarbeiten, der »Zeit, die der Sprache innewohnt« (S. 25). Dies führt Michels schließlich auch zur dramatisch im Titel anklingenden Frage nach dem Schicksal der Psychoanalyse. Deren »Zukunft« besteht ihm zufolge darin,

»dass sie zugleich Weg und Umweg einer anderen *Zeit-dimension* ist, der *Zeit des Anderen*, auf dessen Sprechen es in der Analyse ankommt« (S. 27).

Michels nimmt also die dem Sprechen eigene, logische Zeit zum Gegenstand, welche durch die konventionelle Rahmung mittels einer ihr äußerlichen Struktur arbiträr festgelegter Zeitquanten an ihrer Entfaltung nur gehindert werden kann. Dies sich zu vergegenwärtigen und die Widersprüche im Aufsuchen dieser nicht objektivierbaren Zeit des Anderen auszutragen, ist das Kernthema seines Aufsatzes. Doch obwohl es Michels gelingt, diesen bedeutsamen Gedanken immer wieder einzukreisen, leidet der Text am Stil<sup>4</sup>, in dem er verfasst ist. So kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass zuweilen Banalitäten mit Bedeutung aufgeladen werden<sup>5</sup> oder dass Michels die Unbestimmtheit seiner Aussagen als Effekt verwendet, um Tiefe zu suggerieren. Wenn er beispielsweise bedeutungsschwer mahnt, dass es gelte, »die Zeit [ ... ], in der wir leben, [richtig einzuschätzen]« (S. 20), oder dass die Zeitökonomie seit Freud und Lacan sich verändert habe (S. 22), ohne diese Gedanken, die alles oder nichts heißen können, zu konkretisieren, so bleiben diese Aussagen trotz des Nachdrucks, mit dem er sie mitteilt, recht arm an Gehalt. Schließlich wirken die überstrapazierten Spiele mit den Wörtern Maß, Zeit, Los und Gabe recht abgeschmackt, insbesondere wenn Michels sie mit der Floskel »ein gewisses Maß von« erzeugt – eine Formulierung, die wiederum dazu dient, sich aus dem Unbestimmten nicht vorzuwagen.

Hinsichtlich des Anliegens der gesamten Einführung scheint mir Michels' Bezug zum Begriff der Therapie bedeutsam. Er schreibt: »Viele sog. Therapien gehen nicht über dieses Stadium hinaus, das im Sammeln von Informationen, in der Erkundung des zunächst zugänglichen Materials besteht« (S. 26). Fernab davon, dass die hier geäußerte Kritik an anderen Therapieformen fehlschlägt – diese explorieren nicht zu viel, sondern schreiten (gegebenenfalls zu schnell) zur vermeintlich genesenden Tat –, ist es bemerkenswert, dass Michels hier von »sog.« Therapien spricht und damit suggeriert, dass viele psychotherapeutische Verfahren diesen Titel nicht verdienen würden. Im Namen der Lacan'schen Analyse derart den

Therapiebegriff für sich und gegen andere in Anspruch zu nehmen, ist schon erstaunlich. Ob die Analyse eine Psychotherapie oder doch etwas ganz anderes ist oder aber – diese Ansicht vertrete ich – sich in ihr psychotherapeutische und psychoanalytische Elemente gegenseitig bedingen, dürfte schließlich insbesondere im Lacan'schen Feld Gegenstand manch einer kontroversen Debatte sein. Doch bedauerlicherweise bleibt nicht nur Michels, sondern bleiben alle Autoren der Einführung in die *therapeutische* Praxis aus der *Psychotherapiereihe* des Kohlhammer-Verlags eine kritische Reflexion auf den Begriff der Psychotherapie schuldig.

Im krassen stilistischen Gegensatz zu Michels' Beitrag steht der darauffolgende von Kai Hammermeister: »Zur Theorie und Klinik der Neurosen« – ein Aufsatz, der sich wohl am ehesten bemüht, dem Format einer Einführung zu entsprechen. Grobe Vereinfachungen nicht scheuend erinnern Hammermeisters Ausführungen zuweilen an Texte von Bruce Fink. Das weckt zwar mitunter den Impuls, ihm zu widersprechen, doch gerade weil Hammermeister die Vereinfachung riskiert, gelingt es ihm, Wesenszüge der Neurosentheorie Lacans klar zu umreißen, Grundbegriffe derselben in luzider Weise auszubreiten und klinische Implikationen anzudeuten.

Als dritter thematischer Beitrag folgt Edith Seiferts »Fragmente der Liebe – Zum Übertragungskonzept der Psychoanalyse bei Freud und Lacan«. Ausgehend von Freud und einen gehörigen Umweg über Lacans Interpretation von Platons *Symposium* nehmend, arbeitet Seifert hier einige Spezifika des Lacan'schen Übertragungsbegriffs heraus. Geleitet ist sie dabei von der von Lacan unterstrichenen Strukturhomologie, ja Äquivalenz von Übertragung und Liebe (S. 50). Viele bekannte Topoi der Lacan'schen Theorie der Technik werden von Seifert expliziert oder zumindest gestreift, so etwa das unterstellte Wissen, die Liebe als Gabe dessen, was man nicht hat, oder die Frage nach dem Begehren des Analytikers. So gelingt es ihr trotz des umständlichen und wenig praxisnahen Umwegs über Platon, einige Grundzüge des Lacan'schen Übertragungsbegriffes zu vermitteln. Sie findet zudem glückliche Worte für die Metamorphose der Übertragungsbeziehung durch die Analyse:

Am Anfang einer Kur unterwirft sich der Analysant dem Weisen, dem Psychoanalytiker, weil er ihn narzisstisch liebt und die Weisheit, die er an ihm begehrt, selbst nicht hat. Gegen Ende ist seine Liebe unpersönlicher, sublimierter geworden und ähnelt eher der Beziehung zwischen der Priesterin und dem die Weisheit begehrenden Sokrates, in der, da es jetzt um Erkenntnisliebe geht, Unterwerfung und Beherrschung keinen Platz mehr haben. (S. 60)

Es ist in meinen Augen jedoch fraglich, ob sie mit der daran anschließenden Formulierung nicht über das Ziel hinausschießt:

In der Lacan'schen Kur ist der Psychoanalytiker skandalöserweise aktiv mit seiner Liebe und seinem Begehren gefordert. Er ist weder wie bei Freud zur Neutralität, noch zur Abstinenz verpflichtet, noch auf sonstige Gegenübertragungs-Zurückhaltungen festgelegt. Das Gegenteil ist der Fall: Liebe und Begehren sollen für ihn kein Tabu mehr darstellen. Mit dem kleinen, gewichtigen Unterschied allerdings, dass der Psychoanalytiker (wie Sokrates) den Einsatz seines Begehrens kennt, d.h. weiß, welche Logik seiner Liebe zugrunde liegt, dass sie nämlich durch Leere, die ›Atopie des Eros‹ geprägt ist. (S. 60)

Es sei abschließend leiser Zweifel angemeldet, ob ein derartiges Wissen hinreicht, um Abstinenz, Neutralität und Gegenübertragungs-Zurückhaltung über Bord werfen zu können.

Mit seinem Artikel ›Grenzfälle – Struktur und Singularität in der Klinik von ›Borderlinern‹‹ steuert Michael Meyer zum Wischen einen Beitrag zur Diskussion eines Konzepts bei, das vermutlich niemand zum Kanon der Lacan'schen Klinik zählen würde. Die Konjunktur von Borderline rauschte am Lacanismus vorbei, wurde ignoriert, skeptisch beäugt oder offen kritisiert. Wenngleich sich auch Meyer zum Wischen schließlich dagegen ausspricht, den drei Strukturen (Neurose, Perversion, Psychose) eine vierte namens Borderline hinzuzufügen, er es hingegen vorzieht, von neurotischen, perversen oder psychotischen Grenzgängern zu sprechen,

ist doch der Grundimpuls seines Artikels nicht zu verkennen: Er geht einen Schritt auf das verschmähte Borderline zu und gesteht Grenzen des klassischen Strukturmodells ein (S. 65).

Die Notwendigkeit dieses Schrittes scheint er zu verspüren, weil sich in seinen Augen das Symptombild der psychoanalytischen Klientel verändert hat: »Auch ich gehe davon aus, dass sich die von unterschiedlichen Schulen unter dem Namen ›Borderline‹ beschriebene Phänomenologie klinischer Symptome in analytischen Praxen tatsächlich immer häufiger findet« (S. 65) – ein Befund, den er zeitdiagnostisch mit dem postmodernen »Niedergang symbolischer Referenzen« (S. 76) in Verbindung bringt. Mehr als 40 Jahre nach dem propagierten Untergang der klassischen Neurose und Kernbergs Entwurf der Borderline-Persönlichkeitsorganisation, ist diese Feststellung zwar wenig originell, sich diesem Phänomen aus lacanianischer Sicht zu widmen aber durchaus ein beachtenswertes Unterfangen. Was den Beitrag Meyer zum Wischens zudem auszeichnet, ist, dass es ihm glückt, seine spürbare Ambivalenz gegenüber dem Borderline-Konzept produktiv zu verwerten und eine konsistente Argumentation vorzubringen. Man könnte seinen als kapitellosen Fließtext verfassten Beitrag in vier Abschnitte gliedern, zu denen in der Folge Kommentare gegeben werden sollen:

1. Erster Umriss seines Verständnisses von Borderline-Phänomenen und eine Kontrastierung gegenüber Borderline-Diagnosen nach DSM und Kernberg (S. 64–70).
2. Von Lacans nulltem Seminar ausgehende Relektüre des Wolfsmanns als Beispiel eines typischen neurotischen Grenzgängers (S. 70–75).
3. Bestimmung von Borderline-Phänomenen als Ausdruck von neurotischen/perversen/psychotischen Grenzgängen sowie Abgrenzung gegenüber konkurrierenden Erklärungsmodellen (z.B. der *psychose ordinaire* nach Miller, S. 75–79).
4. Klinische Schlussfolgerungen anhand zweier Fallvignetten (S. 79–85).

Zum ersten Abschnitt: Die Grundthese des Artikels, die Meyer zum Wischen hier einführt, lautet: Borderline heißt Instabilität. Und da es Struktur und Symptome sind, welche Stabilität gewährleisten (S.66), ist Borderline durch eine mangelnde Stabilität der Struktur und der Symptome gekennzeichnet:

Ich vermute, dass die Borderliner und Grenzgänger in unseren Praxen Subjekte sind, denen die Struktur nicht genug Halt bietet, um in ihr eine Stütze und Eingrenzung ihres Genießens zu finden. Das heißt, dass sie als Neurotiker z.B. keine umrissene Phobie, Konversions- oder Zwangssymptome bilden konnten, als Perverse keinen fixierten Fetischismus und als Psychotiker keinen stabilisierenden Wahn (S. 66).

Hiergegen sind m.E. nun zwei Einwände zu erheben. Diese Beschreibung trifft erstens eigentlich nur auf den Neurotiker zu. Denn ein Psychotiker, dem »die Struktur nicht genug Halt bietet« und der keine stabilen Symptome wie den Wahn ausbilden kann, ist noch lange kein Borderliner, sondern schlicht ein schizophrener Psychotiker ohne robuste Symptome. Im Gegensatz dazu nimmt Meyer zum Wischen weiter unten eine treffendere Bestimmung der psychotischen Grenzgänger vor, und zwar als Psychotiker, die zur nicht-psychotischen Symptombildung befähigt sind (ordinäre Psychosen im Miller'schen Sinne): Sie sind »Subjekte, die die Grenzen ihrer [psychotischen, Anm. von A.L.] Struktur überschreiten können, um sich im Exil genügend symbolische und imaginäre Bruchstücke zusammensammeln zu können und damit etwas zu konstruieren, das sie weitergehen lässt« (S. 79). Demnach sind psychotische Grenzgänger Subjekte, denen nicht der Halt mangelt, wie noch im ersten Zitat nahegelegt, sondern denen es gelingt, trotz psychotischer Struktur die Ausbildung einer psychotischen Symptomatik zu verhindern bzw. an ihre Stelle etwas anderes zu setzen.

Dieses Phänomen der psychotischen Struktur ohne psychotische Symptome betrifft meinen zweiten Einwand: Leider versäumt Meyer zum Wischen es, zwischen Struktur und Symptom zu differenzieren bzw. beide präzise zu bestimmen. Das wäre jedoch gerade

vor dem Hintergrund des angestellten Vergleichs mit anderen Modellen zwingend erforderlich. Kurz: Lacans Strukturbegriff lässt sich als ein grundlegendes und irreversibles Verhältnis zum Anderen interpretieren. Im Gegensatz dazu ist die Struktur in anderen Modellen zumeist eine Ansammlung von Fähigkeiten oder gereiften Funktionen (z.B. Angsttoleranz, Objekt Konstanz, Subjekt-Objekt-Differenzierung oder internalisierte Objekte). Der Unterschied zwischen Struktur als Position und Struktur als ein Gesamt an Fähigkeiten ist einer ums Ganze, denn Positionen sind nach Lacan diskret und Fähigkeiten allgemein kontinuierlich. Deshalb taugt die Konzeption von Struktur als Gesamtmaß der psychischen Fähigkeiten viel eher zur Etablierung einer Mittelkategorie, die den Namen Borderline trägt. Darüber hinaus sind sowohl nach Lacan als auch nach anderen Modellen Struktur und Symptom nicht identisch, wenngleich gewisse Strukturen gewisse Symptombildungen begünstigen. Bei der Bestimmung von Borderline-Phänomenen wäre entgegen Meyer zum Wischens Vermengung von Struktur und Symptom entschieden der Frage nachzugehen, was genau hier instabil ist: Die Struktur, die Symptome oder beides?<sup>6</sup>

Zum zweiten Abschnitt: Inspiriert von Leclaire bespricht Meyer zum Wischen Freuds *Wolfsmann*, wie Lacan ihn im sog. Seminar 0 von 1952/53 interpretiert. Dieser Teil von Meyer zum Wischens Argumentation ist so gelungen, dass man ihn in einem Satz zusammenfassen kann. Der Wolfsmann ist der prototypische Fall eines neurotischen Grenzgängers, dessen Charakteristika sich wie folgt umreißen lassen: Traumatisch erlebte Urszene, partielle Verwerfung der Kastration bei sonstiger Erhaltung der Funktionen des Namen-des-Vaters, Rückgriff auf psychotische Symptome bei Konfrontation mit dem Kastrationsthema, Notwendigkeit des »Nachladens« des Ödipuskomplexes.

Zum dritten Abschnitt: Auf der Grundlage dieser luziden Ausführungen eines Falls von neurotischem Grenzgang und der kurzen Diskussion der ordinären Psychose (psychotische Grenzgänger) kommt Meyer zum Wischen dann zur Schlussfolgerung: »Kernbergs Versuch, beide Gruppen [neurotische und perverse Grenzgänger auf der einen und psychotische Grenzgänger auf der

anderen Seite] zu vereinheitlichen, überzeugt mich nicht« (S. 79). In anderen Worten: Es gibt kein Borderline als eigenständige Struktur, sondern nur neurotische, psychotische und perverse Grenzgänger. Damit hat, trotz der eingangs zugestanden Notwendigkeit, den Borderline-Phänomenen auf den Grund zu gehen, die klassische Trias den Sieg davongetragen.

Zum vierten Abschnitt: Es bleibt dann nur noch die Frage nach den klinischen Konsequenzen. Bedauerlicherweise bleiben diese Ausführungen trotz Fallvignetten (ein pseudopsychotischer neurotischer Grenzgänger und eine pseudoneurotische psychotische Grenzgängerin) recht kurz. Schon eingangs hatte Meyer zum Wischen erwähnt, dass die Klinik der Grenzgänger eine des *Sinthoms* sein müsse (S. 66), was insbesondere für die Behandlung der psychotischen Grenzgänger gelten sollte. Meyer zum Wischen zufolge könne der Analytiker hier als imaginär-stützender und spiegelnder Helfer auftreten sowie Symbolisches für die Symptomkonstruktion bereitstellen (S. 79 f). Beim neurotischen Grenzgänger wird es hingegen brisant. Es besteht m.E. eine Spannung zwischen zwei Aussagen Meyer zum Wischens. Einerseits sei gerade hier »mit Hilfe der analytischen Arbeit immer wieder eine Art Rückbezug zur Neurose« (S. 79) möglich. Andererseits sei seitens des Analytikers »nicht darauf zu beharren, der Analysant müsse doch den Rahmen seiner neurotischen Struktur einhalten«, ja der Analytiker dürfe vor der »vom Realen aufgenötigten Entknotung nicht in Angst geraten«, damit er »die notwendigen kastrativen Schnitte und Schritte stützen« (S. 80) könne. Im ersten Zitat scheint die Behandlung der neurotischen Grenzgänger in die Richtung einer Festigung der neurotischen Struktur zu gehen, im anderen Fall scheinen passagepsychotische Symptome für die Kur notwendig. Denkt man daran, dass Kernbergs Borderline-Konzept nicht nur mit einer Warnung vor Übertragungspsychosen in der Behandlung, sondern auch mit der Etablierung (und wissenschaftlichen Untersuchung) modifizierter Behandlungstechniken einherging, scheint die Frage der Praxis im Anschluss an Meyer zum Wischens Überlegungen noch in den Kinderschuhen zu stecken. Doch es wäre zu viel verlangt, hier eine klinische Orientierung einzufordern. Schließlich

wird in diesem Text nicht nur der Leser in ein neues Thema eingeführt, sondern auf eine recht originelle Weise ein wenig berührtes Problem des Lacanismus angegangen.

Nach den Beiträgen zu Neurose und Borderline folgt wider Erwarten kein eigener Beitrag zur Klinik der Psychosen. Eingedenk des Umstands, dass Lacans Psychose-Theorien einen gewissen Grad an Popularität erlangt haben, halte ich dies für einen schwerwiegenden Mangel. Statt eines Beitrags zur Frage der Psychose legt der Einführungsband nun aber einen Artikel zum Thema »Psychose und Perversion« von Franz Kaltenbeck vor. Da Kaltenbeck augenscheinlich auf einige klinische Erfahrungen im forensischen Bereich zurückgreifen kann, steuert sein Text eine Rarität bei: Lacan'sche Reflexionen zur klinischen Arbeit mit psychotischen und perversen Sexualstraftätern. Er widmet sich der Frage: »Wie vertragen sich perverse Phantasmen oder perverser Wahn mit der klinischen Struktur der Psychose« (S. 85)? Kaltenbeck setzt sich mit diesem Thema nun in zwei sich disparat zueinander verhaltenden Abschnitten auseinander. Auf der einen Seite bespricht er ausgiebig den Fall eines psychotischen Pädophilen, der sich mehrfach an den Kindern seiner Partnerinnen verging. Auf der anderen Seite geht er dem Auftauchen psychotischer Motive in Lacans »Kant mit Sade« nach. Der mit diesen beiden Hauptabschnitten beschrittene und für eine Lacan'sche Theorie der Technik vielversprechende Weg, d.h. die Engführung von Kasuistik und Lacan'scher Textexegese, führt in diesem Fall jedoch nicht zum Ziel. Weder gelingt es Kaltenbeck, diese Passagen zueinander zu führen noch überhaupt eine bündige Theorie zum Zusammenhang von Psychose und Perversion zu formulieren. Der Fallbericht ist zwar lebendig geschildert und nachvollziehbar gedeutet – der pädophile Psychotiker (oder psychotische Pädophile) verliebte sich in das (phallische) Bild der Tochter, die sich seine Mutter an seiner Stelle wünschte. Doch zu einer Abstraktion von diesem Einzelfall gelangt Kaltenbeck nicht. Auch die Relektüre von »Kant mit Sade« kommt nicht über eine Ansammlung psychotischer Motive (z.B. Stimme und Zerstückelung) in diesem Text hinaus. So zieht Kaltenbeck selbst aus seinem ambitionierten Versuch das Fazit, dass betreffs seiner Aus-

gangsfrage noch Einiges zu klären bleibt: »Wir wissen nicht, welches Modell das Zusammenwirken von Psychose und Perversion veranschaulichen könnte« (S. 104).

Die Reihe der Einführungsbeiträge abschließend stellt Annemarie Hamad einige Überlegungen zur »Kinderpsychoanalyse mit Lacans Konzeptualisierung« an. Grundlegend ist hierbei ihre Überzeugung, dass, wenngleich Lacan kein Kinderanalytiker war, »die von ihm erarbeiteten Konzepte doch genauso auf die Kinderanalyse anwendbar [sind] wie auf die Analyse von Erwachsenen« (S. 106). Ausgehend von Lacans kritischen Kommentaren zur Kinderanalyse nach Anna Freud und Melanie Klein im Seminar 1, verleiht Hamad der Lacan'schen Kinderanalyse Kontur. Weder Deutung von Abwehr noch die Beförderung der Realitätsanpassung, sondern die Mäeutik eines keimenden und mitunter schon im Frühstadium beschädigten Sprechens muss das Proprium dieses Ansatzes sein. Durch die anschließende Diskussion einer Sequenz aus der Analyse eines »aus dem Autismus herausfindenden Mädchens von vier Jahren« (S. 111) vermag es Hamad in der Folge, diesem Gedanken weiter Plastizität zu verleihen. Hamads Technik ist die der Benennung und Anerkennung der im Entstehen begriffenen symbolischen Ausdrucksformen des kleinen Mädchens. Als große Andere beglaubigt sie etwa den Signifikantenstatus ihrer Kritzeleien: »Es sind sich differenzierende ›Spurungen‹, die Abstände, Rhythmen, Hin- und Herwege einschreiben, jedoch weisen sie immer nur auf sich selbst zurück, inhaltlos und ohne Referenz zu irgend einem Signifikanten, sowenig sie auf einen Trieb mit Objekt und Ziel hinweisen, jedenfalls solange sie nicht von einem Anderen entziffert und als signifikant anerkannt worden sind« (S. 111). Diese Entzifferungs- und Anerkennungsarbeit leistet Hamad nun, wodurch sie das Sprechen des Kindes zu fördern vermag. Angefangen beim Gekritzel nimmt der symbolische Ausdruck des Mädchens einen Entwicklungsgang, der über den diagonalen Strich und den Kreis (als Zeichen von Abgrenzung) bis hin zum interaktiven mit der Kappe des Filzstiftes gespielten Blasespiel führt, welches Hamad als Reinszenierung der Geburt interpretiert. Der subjektive und mitunter impressionistische Stil, in welchem Hamad ihre

Gedanken ausführt, tut der Klarheit dieser Ausführungen keinen Schaden, ja er verhilft ihnen sogar zu einer gewissen Schönheit.

Zum Abschluss bleibt nun die Frage, ob das gesamte Bändchen den Anspruch einer Einführung in die therapeutische Praxis zu genügen vermag. Mit Ausnahme der Beiträge Hammermeisters und Hamads muss dies in meinen Augen verneint werden. Viele Artikel hätten genauso gut oder vielleicht sogar besser in einem Sammelband untergebracht werden können. Bezeichnenderweise sticht etwa der Beitrag Meyer zum Wischens durch seine Reichhaltigkeit und Stringenz hervor, genügt dabei aber dem Einführungsanspruch am wenigsten. Zudem muss festgehalten werden, dass sich mit der Orientierung an klinischen Problemen zwar um eine Praxisnähe bemüht wurde, viele Beiträge die klinische Konkretion aber nicht leisten. Insbesondere sei auch noch einmal an das Fehlen eines Artikels zur Klinik der Psychose erinnert. Ich würde deshalb bezweifeln, dass die Einführung einen wesentlichen Beitrag dazu leistet, Lacan seinen »Platz in den klinischen Fächern« (S. 7) zu erstreiten. Doch in seinen Stärken und Schwächen und vor allem in der Unterschiedlichkeit seiner Zugänge gibt der Band ein durchaus authentisches Bild vom gegenwärtigen Stand der deutschsprachigen Psychoanalyse nach Lacan.

AARON LAHL

- Adorno, Theodor W.: *Jargon der Eigentlichkeit: Zur deutschen Ideologie* (1. Aufl.). Frankfurt am Main 1964: Suhrkamp.
  - Federn, Paul: *Psychoanalytische Auffassung der »intellektuellen Hemmung«*. *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik*, 4 (11–12) 1930, S. 393–408.
  - Federn, Paul: *Das Ichgefühl im Traume: Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 2. Dezember 1931. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 18 (2), 1932, S. 145–170.
  - Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur*. In: A. Mitscherlich, A. Richards & J. Strachey (Hrsg.), *Studienausgabe*, Band 9, Frankfurt am Main 2003 (10. Aufl.): Fischer, S. 191–270.
  - Kopisch, August: *Gedichte*. Berlin 1836: Duncker und Humblot.
  - Kuwert, Philipp/Meyer zum Wischen, Michael: Jacques Lacan: *Eine Einführung für die therapeutische Praxis* (1. Aufl.). Stuttgart 2017: Kohlhammer.
  - Silberer, Herbert: *Der Zufall und die Koboldstreiche des Unbewussten*. Bern 1921: Ernst Bircher.
- 
- 1 Lacan mit dem Prädikat politischer Unkorrektheit auszuzeichnen, ist meines Erachtens fragwürdig. Der Vorwurf des Obskurantismus dürfte schwerer wiegen, insbesondere bei den Akteuren im akademischen Betrieb oder im Gesundheitswesen. Diejenigen, die, wie etwa einige Feministinnen, Lacan politisch attackieren, gehören zu seinen akribischsten Leserinnen.
  - 2 Es ist unklar, wem der Entdeckerpriest zuerkannt werden kann. Federn (1930, 1932) unterstellt dieses Gleichnis Freud, in dessen Werk ich es allerdings nicht ausfindig machen konnte. Es klingt hierin zudem Silberers (1921) *Koboldstreiche des Unbewussten* an.
  - 3 Schließlich zeigen sich die Kölner Bürger auch keineswegs begeistert übers Verschwinden ihrer Hausgeister, die sie der Schufterei enthoben: »Man kann nicht mehr wie sonst ruhn, // Man muß nun alles selber tun! // [ ... ] Ach, daß es noch wie damals wär! // Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!« (Kopisch, 1836, S. 101 f.)
  - 4 Dieser Stil verdient es meines Erachtens, als Jargon bezeichnet zu werden. »Die Worte werden zu solchen des Jargons erst durch die Konstellation, die sie verleugnen, durch die Gebärde der Einzigartigkeit jedes einzelnen davon« (Adorno, 1964, S. 10). Exakt mit dieser Gebärde platziert Michels schillernde Begriffe, als seien sie mächtige Spielmarken.

- 5 »Zunächst gilt es seine [des angehenden Analysanten] Frage, d.h. *Anfrage (demande)* an den Analytiker zu artikulieren; ein Faktor, der umso aktueller ist, als sich viele Analytiker über eine mangelnde *Nachfrage* beklagen. Ein Wiederaufleben des ›Interesses‹ an der Psychoanalyse bedarf einer neuen Aufmerksamkeit für das konstitutive Moment des Anfangens, aus dem die Vorgespräche bestehen« (S. 17). Der Gehalt dieser zwei exemplarisch herausgegriffenen Sätze ist trivial. Mit dem auftrumpfenden Wortspiel von *Anfrage* und *Nachfrage* oder mit der Veredelung des Anfangens zu einem »konstitutiven Moment« erweckt der Autor aber den Schein einer tieferen Bedeutung. Von diesem zehrt die in meinen Augen anzweifelbare These, dass der Schlüssel für das Problem eines geringen Interesses an der Psychoanalyse in erster Linie mittels der Besinnung auf das Moment des Anfangs zu finden ist.
- 6 Ich übergehe hierbei die Frage, inwiefern man Struktur überhaupt als Eigenschaft des Subjekts verdinglichen muss. Man könnte Strukturen auch stärker als theoretische Konstruktionen auffassen, die man in der Praxis als Arbeitshypothese probiert und punktuell annimmt, dem Subjekt aber nicht als einzige und immerwährende Struktur zuschreibt. Borderline wäre dann nicht als instabile Struktur im Sinne einer beschädigten Entität im Subjekt aufzufassen, sondern als Phänomen von Subjekten, die in größerem Maße als andere Subjekte die Ebenen wechseln bzw. in mehreren Strukturen in Beziehung treten.